

Schwaben sind geizig und Berliner unhöflich, das weiß jedes Kind. Genauer stimmt natürlich, dass Frauen zu viel quatseln und Männer lieber schweigen, weil sie nicht über ihre Gefühle reden können. Außerdem haben Araber grundsätzlich ein Problem mit Frauen.

Wenn der Hamburger Sozialpsychologe Hans-Peter Erb solche Sätze hört, weiß er sofort, womit er es zu tun hat: mit klassischen Vorurteilen. Jeder habe Vorurteile, Erb findet das zunächst einmal sehr menschlich. Die Frage sei, wie es dazu komme. „Wir kategorisieren ganz automatisch und teilen die Welt in Gruppen ein“, erklärt der Forscher von der Helmut-Schmidt-Universität Hamburg. Jedem Menschen werde dabei eine eigene Schublade zugewiesen. Der eine habe schwarze Augen, ein anderer große Ohren. Und schon würden aus den Eigenschaften einprägsame Stereotype, die vereinfacht Personen oder eine Gruppe charakterisieren. Das alles geschehe sehr schnell, in Bruchteilen einer Sekunde, und in einer Art Autopilotverfahren, wie Erb es beschreibt. Und natürlich ist das keineswegs sinnlos: Die Schubladen helfen uns, die Welt zu ordnen und die Übersicht zu behalten.

Die Kategorisierung erfülle jedoch noch einen zweiten Zweck: Sie teile die Menschen in „wir“ und „die da“, sagt Erb. Schließlich habe sich die Fähigkeit, zwischen „der hier ist ein Verbündeter“ und „der da will mir eine Keule über den Kopf hauen“ zu unterscheiden, als überlebenswichtig erwiesen. Wer dabei in der sogenannten Eigengruppe landet, wird besonders geschätzt und bevorzugt behandelt, das zeigen zahlreiche Studien. Das Mitglied einer Fremdgruppe hingegen wird entsprechend unfreundlicher eingestuft. Aber während der Einordnung passieren Fehler. Einige Schwaben landen vielleicht vorschnell in der Geiz-Schublade, obwohl sie ausgesprochen großzügig sind. Oder das Stereotyp erweist sich komplett als Irrtum, weil Frauen, wenn man es genauer untersucht, keineswegs mehr reden als Männer. Warum Kategorien gefährlich sein können: Den Schubladen wird oft ein zusätzliches Etikett angeheftet, eine positive oder negative Wertung. Und schon werden sparsame Schwaben zu Geizhalsen, Frauen zu geschwätzigen Klatschbasen und aus dem – womöglich falschen – Stereotyp ein Vorurteil. Hinzu kommen die Ressentiments, die eine Gesellschaft ihren Mit-

Gesellschaftliche Normen schützen Minderheiten zwar, trotzdem bleiben viele Vorurteile bestehen.

gliedern seit automatisch mit auf den Weg gibt. Beispiel Migration: Polen werden aus Sicht der Deutschen mit Autodieben gleichgesetzt, Italiener mit Mafiosi und Kosowaren mit Einbrechern. „Das liegt daran, dass das Bild von Einwanderern in Deutschland seit langem mit einem Gefühl von Bedrohung verknüpft ist“, sagt Ulrich Wagner, Sozialpsychologe an der Universität Marburg.

Wie solche Bilder entstehen können, hat der türkisch-amerikanische Psychologe Muzaffer Sherif Mitte des 20. Jahrhunderts recht drastisch demonstriert. Sherif war ein Pionier der Konfliktforschung, dabei beschäftigte ihn eine Frage besonders: Kann man friedliche Jungen in erbitterte Feinde verwandeln? Um das herauszufinden, lud er im Sommer 1954 zweiundzwanzig sich völlig fremde Elfjährige in ein Ferienlager im Robbers Cave State Park und trennte sie dort in zwei Gruppen auf. Sie waren die „Eagles“ (Adler) und die „Rattlers“ (Klapperschlangen). Sherif wies beiden Gruppen eigene Schlaf- und Badeplätze zu, – hielt sie auf Distanz und steckte die Jungs in Hemden mit verschiedenen Emblemen. So entstanden eingeschworene Gemeinschaften mit eigenen Hierarchien und typischen Verhaltensmustern. Dann ließ er sie gegeneinander antreten.

Beim Tauchzen, Baseball und weiteren dreizehn Wettbewerben kämpften die Adler gegen die Klapperschlangen um begehrte Preise. Auch offen sie sich bei den Mahlzeiten gegenseitig die Leckereien weg. Sherifs Plan ging auf: Erst beschimpften sich die konkurrierenden Teams als Lügner, Mogler und Geizhalse, dann bewarfen sie sich mit Essenresten, und eine in Brand gesetzte Gruppenfahne wurde durch verwüstete Unterkünfte gerichtet. Am Ende gingen sie mit Baseballschlägern aufeinander los.

Seit Sherifs Versuch sind mehr als sechzig Jahre vergangen. Heute könnte man meinen, die Welt sei eine bessere geworden. Nicht nur, weil eine solche Studie aus ethischen Gründen undenkbar wäre. Laut Umfragen haben beispielsweise die geäußerten Vorurteile zwischen Menschen unterschiedlicher ethnischer Herkunft in den vergangenen sieben Jahrzehnten kontinuierlich abgenommen. Bis zur Silvesternacht. Seit den Vorfällen in Köln geht der Trend in Deutschland wieder in die andere Richtung:

Schubladen in unseren Köpfen

Warum wir Menschen „uns“ von „den anderen“ unterscheiden, erforschen Sozialpsychologen seit Jahrzehnten. Und sie finden Antworten darauf, wie sich feindselige Gruppen versöhnen lassen. Von Michael Brendler

Zwei von drei Bundesbürgern fürchten, laut Umfragen, angesichts der Flüchtlinge um die Sicherheit in Deutschland. Jeder dritte fühlt sich persönlich bedroht. Das Vorurteil „Flüchtlinge sind eben gefährlich“ sei auf sehr fruchtbaren Boden gefallen, meint Erb. Denn in den vergangenen fünfzig Jahren seien in den liberalen westlichen Gesellschaften die Vorurteile gegen Ausländer, Schwarze oder Homosexuelle nicht etwa verschwunden, sondern sie werden nur nicht mehr offen ausgesprochen. Im Untergrund blieben die Vorbehalte und negativen Stereotype jedoch bestehen.

Gesellschaftliche Normen schützen Minderheiten zwar vor Kränkungen, die emotionale Komponente vieler Vorurteile steckt aber trotzdem in den Köpfen. Das zeigte Steven Prentice-Dunn an der University of Alabama schon vor 35 Jahren in einem eindrücklichen Versuch. Der Sozialpsychologe hatte damals wei-

ße Studenten angewiesen, einem Mitarbeiter einen Stromstoß zu versetzen, sobald dessen Herzfrequenz unter ein bestimmtes Level sank. Zunächst fiel auf, dass die Teilnehmer die Stromdosis gerade bei einem schwarzen Gegenüber zaghaft verteilten. Das änderte sich jedoch, als die Psychologen die Studenten provozierten und abfällige Bemerkungen über sie machten. Danach bekamen Dunkelhäutige die höchsten Stromschläge zu spüren. Die Veränderung erklärte Prentice-Dunn folgendermaßen: Um Moral und Selbstachtung zu bewahren, kontrollieren viele Menschen unter normalen Bedingungen ihre unpopulären Gefühle, die sie gegenüber Randgruppen empfinden. Sind sie jedoch frustriert, alkoholisiert, gestresst oder liefert das Umfeld eine entsprechende Rechtfertigung, kann sich das schlagartig ändern. Plötzlich kommen die sogenannten impliziten, heimlichen Vorurteile zum Vor-

schein. Und das könnte nun auch nach der Kölner Silvesternacht der Fall sein. Manchmal sind einem Ressentiments nicht einmal selbst bewusst. Dann werde es besonders gefährlich, mahnt der Gesundheitswissenschaftler und Soziologe David Williams von der Harvard-Universität. Dass amerikanische Ärzte zum Beispiel Minderheiten absichtlich Schmerzmittel, Herzmedikamente oder Organtransplantate vorenthalten – all das findet nachweislich statt – kann sich Williams nicht vorstellen. Deshalb nimmt er an, dass die Mediziner unbewusst von ihren verdrängten Vorurteilen beeinflusst würden, wenn sie ungerecht über die Verteilung entschieden.

Was sich dabei in Menschen abspielt, sind bewusste und unbewusste Prozesse im Gehirn, die in Studien unter anderem dafür verantwortlich gemacht werden, dass afroamerikanische Schüler auffallend oft Verweise bekommen. Oder dass

der Seite des zweigeteilten Bildschirms eine Eigenschaft, zum Beispiel eine Hautfarbe, zugeordnet. Dann leuchten positive und negative Begriffe wie Glück und Schmerz auf, die man möglichst schnell per Tastendruck der rechten oder linken Bildschirmhälfte zuteilen soll. In der ersten Runde bildet die Hautfarbe „weiß“ mit der Kategorie „positiv“ eine Einheit, in der nächsten ist sie „negativ“. Je stärker wir eine Hautfarbe mit einer Eigenschaft unterbewusst assoziieren, desto schneller drücken wir den Knopf, so erklärt Amodio das Prinzip. Tatsächlich kann man beim Ausprobieren feststellen, dass sich ein leichtes Zögern in die Bewegung einschleicht, sobald die eigene Hautfarbe mit einem negativen Begriff gepaart ist. Fast jeder zweite Weiße unterschätzt mehr als zwei Millionen Teilnehmern offenbarte hier zum Beispiel eine ausgeprägte Präferenz für die eigene Ethnizität. Am intolerantesten erwiesen sich im Schnitt konservative weiße Männer im Rentenalter mit einem entweder sehr hohen oder sehr niedrigen Bildungsgrad.

Nicht jeder Wissenschaftler glaubt allerdings an die Zuverlässigkeit dieses Instruments. „Über das zukünftige bewusste Verhalten von Menschen lässt sich mit diesem Test wenig aussagen“, sagt der Marburger Psychologe Wagner. Über das unbewusste hingegen schon: Menschen, die beim IAT schlecht abschnitten, tendierten auch dazu, bei der Begegnung mit Menschen anderer Hautfarbe ganz automatisch auf größeren räumlichen Abstand zu gehen. Der amerikanische Forscher Tom Pettigrew glaubte noch 1995, die subtile Ablehnung der Judenfeindschaft der Deutschen anhand von Indikatoren wie Überbetonung kultureller Unterschiede, Verweigerung positiver Gefühle und Verteilung traditioneller Werte nachweisen zu können.

Vorurteilen entgegenzutreten ist alles andere als einfach. Schon im Alter von sieben und acht Jahren beginnen Kinder, ihre soziale Umwelt in Gruppen zu kategorisieren. Sie lehnen dann auch Personen aus anderen Gruppen ab, die negativ von den Eltern oder der Gesellschaft bewertet werden. Ressentiments wiederum werden auch dadurch gefördert, dass wir seltenen negativen Vorkommnissen meist mehr Aufmerksamkeit schenken als jenen, die häufig und positiv sind.

Zudem achten Menschen mehr auf Ereignisse, die zum eigenen Weltbild passen, nonkonformes Verhalten reizt uns:

Arbeit mit Blick auf ein gemeinsames Ziel ist besonders geeignet, um Vorurteile nach und nach abzubauen.

Ein Flüchtling, der stiehlt, fällt deshalb an der Regel eher aus als die große Mehrheit der Flüchtlinge, die es nicht tut. Und wir neigen dazu, so etwas eher der Persönlichkeit eines Menschen als den äußeren Umständen zuzuschreiben. Zwar zwangen die Menschen im Mittelalter ihre jüdischen Mitbürger, den Lebensunterhalt mit Geldgeschäften zu verdienen, anschließend stufen sie alle Juden wegen ebendieser Berufswahl als geldgierige Kreditthaie ein. In der Sozialpsychologie wäre das ein klassisches Beispiel für einen sogenannten dispositionalen Attributionsfehler. Und sollte der Widerspruch zwischen Vorurteil und Realität nicht länger zu leugnen sein: „Dann sortieren wir etwa den netten Nordfrankfurter von nebenan als die Ausnahme aus, die unsere Regel bestätigt“, erklärt Sozialpsychologe Hans-Peter Erb, wie Menschen sich gerne etwas vormachen.

Trotzdem können Menschen sich offenbar ändern. Das lassen unter anderem Studien erhoffen, die der Sozialpsychologe Ulrich Wagner von der Universität Marburg mit seinen Kollegen unternahm. Ihre Ergebnisse belegen, dass in Vierteln, in denen es mehr Einwanderer gibt, weniger Vorurteile gegen Zuwanderer herrschen. Es scheint aber nicht allein der Kontakt zu Fremden zu sein, der Toleranz fördert. Als man etwa die Rassenscheitern in den amerikanischen Schulen aufhob, hegten weiße Schüler anschließend mehr rassistische Gefühle. Und diesen Effekt will Wagner in einem aktuellen Projekt verhindern, indem er gute und schlechte Schüler, türkische und deutsche in gemischte Arbeitsgruppen einteilt: „Gerade durch ein solches kooperatives Arbeiten an einem gemeinsamen Ziel, das kommen wir zeigen, werden Vorurteile besonders gut abgebaut.“

Auf diese Idee verfiel schon Muzaffer Sherif. In der dritten und letzten Phase seiner bis heute berühmten Robbers-Cave-Experimente konfrontierte er die Jungen mit Aufgaben, die beide Gruppen nur gemeinsam lösen konnten. Dafür ließ er etwa die Wasserversorgung blockieren oder sabotierte den Motor eines Lieferwagens, so dass alle zusammen schieben mussten. Das Fleisch für ihre Verpflegung kam im Ganzen – musste also geteilt werden, ebenso das Zeltmaterial bei einem Ausflug und die Kosten für einen gemeinsamen Filmabend. Die Rückfahrt nach Hause traten Adler und Klapperschlangen schließlich versöhnt an. Zusammen in einem Bus.

Auch den klügsten und sprachgewaltigsten Geistern vergiftet der Hass manchmal die Worte. „Überall stören sie“, schrieb der Schriftsteller Theodor Fontane im 19. Jahrhundert über seine jüdischen Landsleute. Die Juden seien, „trotz all ihrer Begabungen, ein schreckliches Volk, dem etwas dünnleuchtig Niedriges anhaftet“. Dem Kollegen Ernst Moritz Arndt galt die gleiche Minderheit als „Pein unseres Volkes“, und selbst für einen weltberühmten Denker wie Georg Wilhelm Friedrich Hegel war ein Mensch jüdischen Glaubens nicht zu Höherem geboren, denn „etwas Großes kann nicht im Kote wohnen“.

Hasssprache nennt die amerikanische Philosophin Judith Butler solche vernichtenden Sätze. In ihrem Standardwerk „Hass spricht“ erinnerte sie Mitte der neunziger Jahre daran, dass Sprache nicht nur Gewalt androhen, sondern auch selbst Gewalt ausüben kann. Welche zerstörerische und infektiöse Kraft diese „Hate speech“ mittels Facebook und Twitter einmal im Internet entfalten sollte, konnte Butler damals nicht ahnen.

Auch im 18. und 19. Jahrhundert waren Fontane, Arndt und Hegel nicht allein. „Bis 1945 galt Judenfeindschaft hierzulande als normal“, sagt die Linguistin Monika Schwarz-Friesel, die in einem Projekt an der Technischen Universität Berlin die Sprache des Antisemitismus untersucht. „Antisemitismus gehörte zum kulturellen abendländischen Genom.“ Nachdem die Nationalsozialisten den verleumdenden Worten auch mörderische Taten hatten folgen lassen, waren die jüdenfeindliche Äußerungen in Deutschland zunächst verpönt. Nach dem israelisch-arabischen Sechstagekrieg im Jahr 1967 trat der Antisemitismus allerdings wieder öfter hervor – getarnt als Antisraelismus. Um die Jahrtausendwende verstärkte sich das durch die zweite Intifada der Palästinenser. Und dann kam das Internet.

Inzwischen, berichtet Schwarz-Friesel, sei das Netz der Netze zum wichtigsten Umschlagplatz für Judenhass und Judenfeindschaft geworden. In der Anonymität, so hat sie in den letzten Jahren beobachtet, ließen mache Nutzer alle Hemmungen fallen und ließen ihren jüdenfeindlichen Ressentiments mit einer ungeheuren verbalen Aggressivität freien Lauf. Sie finde sogar Äußerungen wie „Juden ins Gas“. Im Internet sind offenbar alle Tabus gefallen.

Eines hat sich jedoch auch seit dem Nationalsozialismus nicht verändert: die Mittel, mit denen Aggressionen und Hass gegen Minderheiten geschürt werden. Es ist der Sprachcode des Hasses, obwohl die Judenfeindschaft kulturhistorisch betrachtet als einmalig gelten muss. Der Hass bedient sich seit dem Mittelalter derselben Werkzeuge, zum Beispiel der Semantik der Abgrenzung, wie es die Linguistin Schwarz-Friesel nennt: Juden würden als etwas Fremdes und Nicht-Deutsches abgestempelt. Alle Menschen jüdischen Glaubens oder jüdischer Herkunft würden ungeachtet ihrer individuellen Eigenschaften und Lebensläufe zusammen in eine Schublade eingordnet und mit den gleichen negativen Attributen etikettiert.

Gierig, rachsüchtig, hinterlistig, arrogant – solche Stereotype gegenüber Juden schwirren laut dem amerikanischen Historiker Jehuda Reinharz noch immer in deutschen Köpfen herum. Oft werden und wurden den Juden mit einem rhetorischen Kniff sogar ihre menschlichen Eigenschaften abgesprochen. Dehumanisierungsmetaphorik nennt sich ein Hass-sprachenkniff, bei dem Bilder aus der Begriffswelt der Ungeziefer oder Krank-

Hass bedient sich seit jeher der immer gleichen Werkzeuge, etwa der Semantik der Abgrenzung.

heitsreger auf diskriminierte Minderheiten übertragen werden. Im Internet finden sich heute zahlreiche Vergleiche mit Ratten und Parasiten oder Bazillen und Viren. Die verleumdenden und entmenslichenden Verbalmuster erkennt man heute allerdings nicht nur bei Judenfeinden, die von der Gesellschaft als solche geächtet werden. Inzwischen haben sie auch an anderer Stelle Karriere gemacht.

Zunächst waren es Rechtsradikale und Neonazis, welche die Hetztechniken auf neue Opfer übertrugen. Punks und Linke galten ihnen im Feld und auf Foren bald als „Zecken im Pelz des deutschen Volkes“, Ausländer wurden als Schmarotzer und Parasiten bezeichnet. Und selbst für gemäßigtere Gegner fand sich mit dem Wort „Demokriten“ noch eine entsprechende Dehumanisierungsmetaphorik, um Ekel zu erzeugen und Vernichtungshemmungen zu senken, so die Interpretation des Tübinger Medienwissenschaftlers Bernhard Pörksen in seinem Buch „Die Konstruktion von Feindbildern: Zum Sprachgebrauch in neonazistischen Medien“. Um diese These zu belegen, zitiert Pörksen ein erschütterndes Beispiel aus einem 1944 gedruckten In-

Die Macht der Worte

Was Hetzparolen gegen Flüchtlinge mit Antisemitismus zu tun haben.

Von Michael Brendler



Photo: Bickley

struktionsbuch: „Wer glaubt daran, einen Parasiten bessern oder bekehren zu können?“, fragt dort nicht etwa die SS, sondern die deutsche Wehrmacht. „Wer glaubt, dass es zu einem Ausgleich mit einem Parasiten kommen kann? Wir haben nur die Wahl, uns von einem Parasiten auffressen zu lassen oder ihn zu vernichten. Der Jude muss vernichtet werden, wo wir ihn treffen!“ Der Schritt von der Hass- zur Vernichtungssprache ist schnell getan.

Die Macht derartiger Metaphern, sagt der Vorsitzende der Gesellschaft für deutsche Sprache, Peter Schlobinski, liege darin, dass sie mit sehr wenigen Worten sehr viele Assoziationen hervorriefen. Bei Hetzbegriffen wie Parasit oder Zecke würden die zahlreichen Konnotationen, also die versteckten Nebenbedeutungen, des Wortes, stets für den Zuhörer mitschwingen: „Parasiten, Zecken, so etwas gilt uns als Plage, das saugt uns aus, deshalb funktioniert das so gut“, sagt er. Ähnliches gelte für Sprachbilder wie Flut oder Invasion. Solche gerade im Zusammenhang mit Flüchtlingen benutzten Begriffe seien sehr negativ aufgeladen: „Sie symbolisieren etwas Bedrohliches, als würden wir etwas bedrohen“, erklärt der Linguist von der Universität Hannover. Als Wissenschaftler beschäftigt sich Schlobinski seit über einem Jahrzehnt mit den Sprachmustern und Sprachsym-

holen der rechtsextremen Szene. Gerade in jüngster Zeit beobachtet er eine alarmierende Entwicklung: „Dinge, die früher nur auf kleinen Nazidemonstrationen oder in extremen Foren zu hören waren, werden inzwischen in aller Öffentlichkeit von Leuten geäußert, die sich zumindest selbst als Teil der bürgerlichen Mitte bezeichnen würden.“ In Sammelbecken, wie etwa Pegida eines ist, stießen Rechtsradikale und Neonazis auf Leute, die zwar nicht ihre grundsätzliche Weltanschauung, aber einzelne Positionen mit ihnen teilen. „Und die jetzt das Gedankengut und die rhetorischen Formeln zum Teil übernehmen.“

Volkverräter, Lügenpresse: Mit solchen Begriffen hielten sich früher Neonazis konträre Meinungen vom Hals und blendeten unpassende Fakten aus. Bei Pegida starteten sie nun eine neue Karriere. „Nicht alle, die ‚Volksverräter‘ schreien, sind gleich Nazis“, sagt Schlobinski, „aber viele rufen es unüberlegt nach, selbst wenn sie damit etwas ganz anderes meinen.“ Was daraus vermutlich folgt, fasst der Linguist Anatol Stefanowitsch von der Freien Universität Berlin so zusammen: „Ehemals tabuisierte Wörter werden abgeschwächt und salonfähig gemacht.“

Pegida-Gründer Lutz Bachmann hat sich durch seine Dehumanisierungsmetaphorik und die Gleichsetzung von Ausländern mit „Viehzeug“, „Gelum-

pe“ und „Drecksack“ eine Anklage wegen Volksverhetzung eingehandelt. Teilweise rufen sie auch die Pegida-Facebook-Seiten oder den Protestplakaten aber auch neue Wortschöpfungen auf, berichtet Stefanowitsch, der die Verbreitung von rechtsradikalem Gedankengut im Internet untersucht. Darunter etwa „Krimigranten“, „Asylinvasoren“ oder „Rapegiges“ (Vergewaltigungsflüchtlinge). „Das Muster ist stets das gleiche“, erklärt der Sprachwissenschaftler: Durch die Gleichsetzung von Zuwanderern mit Kriminellen und Invasoren würde die Gruppe dämonisiert und Angst geschürt. „Wenn der vermeintliche Gegner zur Bedrohung wird, lässt sich ein Brandanschlag auf ein Flüchtlingsheim für manchen als Selbstschutz rechtfertigen“, vermutet Stefanowitsch.

Ein schon in der Vergangenheit beliebtes Werkzeug der Hasssprache ist die ständige Wiederholung der Selbstdefinition als Volk, als eine große eigenständige Gemeinschaft: „das deutsche Volk“, „Volksgemeinschaft“ – oder eben „Volksverräter“. Manche AfD-Politiker beschwören ebenfalls auf diese verbale Weise, Teil der angeblichen Mehrheit zu sein. Ein Sprachforscher wie Peter Schlobinski erkennt darin schnell „das bekannte Muster der Ausgrenzung“. Wer hier sind das Volk. Und ihr da seid die Sozial-schmarotzer, die nicht dazugehören.

Nicht nur auf der Straße, auch im Internet hat der Fremdenhass neue Dimensionen erreicht. Die Zeiten, als sich Neonazis mit rassistischen Metaphern und demisierenden Vorurteilen in kleinen, schwer zugänglichen Foren vor allem gegenseitig ansahen, sind vorbei. Inzwischen hat die Hasssprache die Weiten des World Wide Web erobert. „Facebook und Co. stellen den Rechtsradikalen und Pegida-Anhängern eine Alternative Plattform zur Verfügung, in denen sie ihre Botschaften schnell und quasi unbegrenzt verbreiten können“, sagt Anatol Stefanowitsch. Vorbei die Zeiten, in denen Außenstehende die Echokammern der Hasistraden mühevoll suchen mussten. Heute ist es außerdem leicht, die

Aggressionen wird man bei Twitter los: Das Medium ermöglicht es, unter Pseudonym jeden zu beschimpfen.

Verbreitung radikaler Inhalte zu unterstützen: Mit „Likes“ oder dem Vorschlagen neuer Kontaktpartner wird die Kommunikation stimuliert. „Es ist erstaunlich, was die Leute hier für Aussagen unter ihrem Klarnamen machen“, wundert sich Stefanowitsch über seine Beobachtungen auf vielen Facebook-Seiten. „Mitten zwischen den Fotos von Kindern und Geburtstagsparty stehen plötzlich diese Hasspostings.“ Der Sprachforscher erkennt unter anderem daran, dass die Hasssprache Teil einer neuen Normalität, einer neuen Folklore wird. Für die zielgerichtete direkte Aggression dient vor allem ein anderes Medium: Twitter gibt jedem die Möglichkeit, unter Pseudonym jeden anzusprechen und zu beschimpfen. Und davon bleibe die Gesellschaft nicht unberührt, so sei ein allgemeiner Wertewandel zu beobachten, sagt Stefanowitsch, der dazu führe, dass man Hassparolen ungefiltert in die Welt hinausposaunen dürfe. Widerrede unerwünscht.

Mit der Initiative für Zivilcourage Online kündigte Facebook an, zukünftig Hass und Hetze im Netz zu bekämpfen. Ein Versuch, der noch nicht alle Kritiker überzeugt. „Ich sehe wenige Hinweise darauf, dass hier von Anbieterseite wirklich etwas Substantielles passiert“, sagt Stefanowitsch, der selbst schon öfter versuchte, rassistische oder antisemitische Kommentare bei Facebook zu melden. „Man bekommt eigentlich jedes Mal die Antwort, dass der Text nicht gegen die Guidelines verstößt und deshalb stehenbleibt.“ Selbst das gemeldete Posting „Siege Heil! Stellt alle Juden mit dem Gesicht zur Wand! Ladet Eure Gewehre durch und verteilt die Scheiße an der Wand! Sie Heil!“ verstößt laut Facebook nicht gegen die Gemeinschaftsrichtlinien. Diese Erfahrungen machten die Anwälte Christian Solmecke und Chan-joo Jun, die das Netzwerk gerade wegen der mangelnden Selbstkontrolle angezeigt haben.

Dass die Politik dem Problem der Hassparolen nicht unbedingt gewachsen ist, obwohl sie jetzt gefordert wäre, zeigen die Thesen, deren sich manch ein AfD- oder sprachloser Volksvertreter in der Diskussion bedient. Um Beispiele der verbalen Entgleisung zu finden, muss man nicht bis ins Jahr 2011 zurückgehen, als Horst Seehofer die Zuwanderung in deutsche Sozialsysteme „bis zur letzten Patrone“ bekämpfen wollte, oder Wolfgang Schäuble behauptete, der eine Lüge auf Deutschland zutreffen sah. Auch mit Begriffen wie „Pack“, „Entartung“ oder der Formulierung „das sind keine Menschen“ im Zusammenhang mit Pegida, AfD oder rechten Gesinnungsgenossen vergreifen sich Politiker im Ton. Selbst wenn Eskalation nicht das Ziel ist, so schaden ungeschickte gewählte Sprachbilder doch auch immer der Debatte, die mit vernünftigen Argumenten geführt werden sollte.